

Traum(a)hafte Kindheitserlebnisse

Werner W. Schmidt

An einem kalten und unfreundlichen Tag im Februar des Jahres 1932 begann mein Leben in einem grauen, tristen Vorort von Mülheim an der Ruhr. Der Schnee verbarg dies nur sehr dürrtlig mit seinem schmutzigen Weiß. Styrum zählte nicht zur ersten Adresse der Stadt und meine Eltern waren einfache Leute, Vater arbeitete in der Fabrik gleich nebenan. Ich hatte nicht die Möglichkeit, Eltern oder Umgebung auszuwählen. Ich lebte in einer Welt, die ich mit den Augen eines Kindes wahrnahm. Alles, was um mich herum geschah, war für mich selbstverständlich, denn ich kannte nichts anderes. Ich fühle mich absolut unschuldig daran, daß einem gewissen Herrn Hitler die Regierungsgeschäfte übertragen wurden, noch bevor ich das 1. Lebensjahr vollendet hatte. Ich war gerade dabei, mühsam zu erlernen, wie man Mutti und Vati sagt, und konnte zum Ausdruck bringen, daß ich Hunger hatte oder gereinigt werden wollte. Das allein war mir wichtig.

Später ging ich in den Kindergarten. An den Wänden hingen Fotos von ‚unserem Führer‘ mit dem Bärtchen unter der Nase, der schräg in die Stirn hängenden Haarsträhne und grimmigem Blick. Dort lernte ich den ‚Deutschen Gruß‘ mit in Augenhöhe erhobenem und ausgestrecktem rechtem Arm, als ich etwa 5 Jahre alt war. „Heil Hitler!“ mußte ich dann sagen, auch wenn mein Gegenüber einen anderen Namen trug und ich nicht einmal wußte, was dieses ‚Heil‘ bedeutete. Aber da es alle so taten, war es für mich auch nicht ungewöhnlich.

Als ich 7 Jahre alt war, begann der Krieg gegen Polen. Kurz vorher wurde in der Schule ein Film über Greuelthaten von Polen an Deutschen gezeigt. Ich erlebte förmlich die Angst der Menschen mit, die in einen bis zur halben Höhe mit Wasser gefüllten Keller gesperrt waren und von außen durch die Kellerluken mit Maschinengewehren auf sie geschossen wurde. Es war schrecklich anzusehen und hat mich stark beeindruckt. Ich sah es mit kindlichem Gemüt und war überzeugt, daß es also gerade recht sei, ein so böses Volk zu bestrafen. Daß aber mit diesem kurzen Krieg gegen Polen ein Inferno, der Zweite Weltkrieg, begann, konnte ich damals noch nicht ermessen.

Später drangen deutsche Soldaten in Rußland ein. Darauf erklärten viele Länder Deutschland den Krieg. Fast die ganze Welt erhob sich gegen Deutschland, daher auch die Bezeichnung ‚Weltkrieg‘. Jenseits unserer Grenzen kämpften deutsche Soldaten an 3 Fronten gleichzeitig: In Rußland, Frankreich und Nordafrika. Feindliche Flugzeuge warfen Bomben auf unsere Fabriken, um die Waffenproduktion zu verhindern. Vielleicht konnte man damals noch nicht so genau zielen, denn auch in Wohngebieten explodierten Bomben, und nicht nur wenige. Besonders gefährdet waren die Stadtteile in der Nähe der Fabriken. Das traf auch auf Styrum zu.

Wenn nachts die Sirenen auf den Dächern der Häuser in auf- und abschwellendem, durchdringenden Ton aufheulten, hieß das: Fliegeralarm! Feindliche Flugzeuge im Anflug. Ängstlich sprangen die Menschen aus den Betten, huschten in die Kleider, ergriffen die stets bereitstehende Aktentasche mit den wichtigen Papieren und eilten in die Luftschutzkeller. In einigen Stadtteilen gab es Bunker, teils mächtige Betonklötze unter der Erdoberfläche, teils spitze, granatenförmige über der Erde. In unserer Nähe gab es keinen Bunker, deshalb suchten wir bei Fliegeralarm den Keller im Vorderhaus auf, weil dessen Gewölbe angeblich stärker war als in unserem. Da saßen dann Kinder und Erwachsene gemeinsam mit den Nachbarn zusammengedrängt in dem kalten Keller, der eigentlich nur für die Lagerung der Vorräte gedacht war. Vor Angst wagte niemand zu sprechen. Man hörte das dumpfe Brummen der schweren Lancaster-Bomber, die immer näher kamen. Schweigend warteten die Menschen auf das, was passieren würde. Sie hatten Angst, die Nerven waren zum Zerreißen angespannt, hilflos dem

Schicksal ausgeliefert, ohne etwas dagegen tun zu können. Wenn das Brummen wieder abklang und keine Bomben gefallen waren, wich die Spannung und man atmete auf. Eine andere Stadt war wohl in dieser Nacht das Ziel gewesen, wir waren noch einmal davongekommen. Erleichtert gingen wir nach dem langgezogenen Sirenenton zur Entwarnung wieder nach Hause.

Besonders schlimm war es, wenn die Detonationen der in unmittelbarer Nähe einschlagenden Bomben das Haus bis in seine Grundmauern erschütterten und der Mörtel von der Kellerdecke herabfiel. Es war furchtbar für mich als 8-jähriges Kind, selbst von unbeschreiblicher Angst geplagt, miterleben zu müssen, wie Erwachsene wimmerten, mit zitternder Stimme beteten oder schrieten. Ich war damals noch unfähig, die ganze Tragweite des Geschehens zu erfassen.

Fehlte nach einem Fliegerangriff ein Klassenkamerad in der Schule, konnte dies nur bedeuten, daß das Haus, in dem er gewohnt hatte, von einer Bombe getroffen worden war. Daß solche traumatischen Erlebnisse voller Angst und Hilflosigkeit einer kindlichen Seele Schaden für das ganze Leben zufügten, danach fragte niemand, damals nicht – und später auch nicht. Bei jedem Verbrecher forscht man heutzutage in dessen Vergangenheit und läßt Milde walten, wenn er eine »schlechte Kindheit« hatte. – Gibt es denn eine noch schlechtere Kindheit als die meiner Generation? Wir mußten mit diesen Erlebnissen allein fertig werden. Wann immer ich später Detonationen oder auch nur ein tiefes Brummen vernahm, erinnerte ich mich mit Grausen an die Ereignisse in meiner Kindheit. Das ist mir bis heute als Seelenballast geblieben.

Zeit und Krieg gingen weiter, die ‚Kinderlandverschickung‘ begann. Sorge um das junge Leben, um Deutschlands Zukunft, veranlaßte die Reichsführung, Kinder und Jugendliche in weniger gefährdete Gebiete zu bringen. Den Eltern wurde dies als Sicherheitsmaßnahme für Deutschlands Zukunft vermittelt. Und welche Mutter war nicht an der Sicherheit ihres Kindes interessiert, auch wenn sie ahnte, daß der wahre Grund für diese Aktion ein ganz anderer war. So gelangte ich im Jahr 1942 zu fremden Leuten nach Württemberg in der Umgebung von Schwäbisch Hall. Anfang 1944 brachte mich mein Vater nach Westpreußen in die Nähe von Marienwerder zu meiner dorthin evakuierten Mutter. Brandbomben hatten das Haus, in dem wir wohnten, getroffen, ein Zuhause gab es nicht mehr.

Im Herbst 1944 kamen im Radio erste Meldungen vom Rückzug an der Ostfront. Der „Führer“ sprach vom ‚Endsieg, der unser sein wird‘, von ‚Wunderwaffen‘ und ‚siegreichen Erfolgen‘. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. In Nordafrika hatte der amerikanische General Eisenhower (späterer US-Präsident) die deutsche Armee unter Generalfeldmarschall Rommel bei El Alamein vernichtend geschlagen und wenigstens dort den Krieg beendet. Nun konzentrierten die Alliierten alle Kräfte auf die Westfront in Frankreich und drängten die deutsche Wehrmacht immer näher auf die deutsche Grenze zu. Gleichzeitig verstärkten sie den Fliegereinsatz und warfen Bomben mit noch stärkerer Explosionskraft (Luftminen) ab, wodurch noch mehr Menschen starben und die Schäden größer wurden. Die Ostfront war nur noch 80 km von der deutschen Grenze entfernt und kam stetig näher. Die Menschen hatten sich bisher auf das Wort des Führers verlassen und an den Endsieg geglaubt – oder nur nicht gewagt, darüber zu sprechen.

Wochen vergingen und mit ihnen jede Hoffnung auf eine Wende. Der Verlust an Menschenleben (2 Fronten und Bombenangriffe) war nicht mehr zu übersehen. Um den Verlust an ‚Menschenmaterial‘ auszugleichen, wurden Jugendliche bereits mit 17 Jahren zur Wehrmacht eingezogen und die Altersgrenze für Männer auf 65 Jahre heraufgesetzt. Später steckten die Verantwortlichen sogar 15-Jährige in viel zu große Uniformen und stellten sie an die Flaks (Fliegerabwehrkanonen). In der Weihnachtszeit 1944 hörten wir den ersten Geschützdonner

und man sprach hinter vorgehaltener Hand von Flucht. Ich hatte wieder große Angst, Erinnerungen an die Bombennächte wurden geweckt und belasteten aufs neue die kindliche Seele.

Kinder und Greise sollten den Krieg gewinnen. Mit knapp 12 Jahren „kämpfte“ ich in der Heimat. Der Bürgermeister hatte befohlen, daß alle männlichen Einwohner zwischen 10 und 70 Jahren vor dem Dorf mit Spaten und Spitzhacken wenige Meter neben der Straße auf dem Acker Schützengräben ausheben sollten. Es war eisig kalt im Januar 1945 bei einer Temperatur um minus 20° C. Das war Schwerstarbeit, denn der Boden war tief gefroren. In diesen Gräben sollten die Soldaten das Dorf verteidigen. Die Alten wußten, daß diese Aktion eine Farce war. Hatte der böse Feind schon die Kraft, die so hochgelobte ‚siegreiche Deutsche Wehrmacht‘ mehr als 1000 km von Stalingrad bis hierher zu treiben, dann würde ihn so ein lausiger Graben nicht aufhalten. Nun wurde auch dem Einfältigsten klar, daß alle Propaganda Lüge und die Lage hoffnungslos war. Dieser Einsatz dauerte zum Glück nur bis zum Abend, man hat wohl eingesehen, daß auf diese Weise kein Blumentopf zu gewinnen ist, schon gar nicht dieser grausame Krieg. Wenige Tage später erging der Befehl zur Flucht. In der Nacht auf den 21. Januar 1945 hatten sich alle Einwohner mit einem Fuhrwerk und persönlichen Sachen vor dem Bürgermeisteramt abmarschbereit aufzustellen. Wer mehr als ein Gespann besaß, mußte ein Fuhrwerk für die anderen Leute zur Verfügung zu stellen. Es war angedroht, daß jeder Versuch, zurückzubleiben, mit Tod durch Erschießen geahndet werde. Wie grausam doch Menschen sein können.

Der Bauer, bei dem wir lebten, belud den Ackerwagen mit allem, was wertvoll erschien. Zum Schutz gegen Schnee waren in Ermangelung richtiger Planen rote Kokosläufer zusammengeñäht und über die Eisenbügel gespannt worden. Wäre der Wagen doppelt so groß, er wäre immer noch zu klein gewesen, obwohl nur das Notwendigste aufgeladen wurde. Hast und Eile, Aufregung und Angst bestimmten die Stunde. Ich wurde warm angezogen, mehrere Hemden und Pullover übereinander. Anstelle von Strümpfen wickelte man mir Fußlappen um die Füße, bevor die ‚Schuhe‘ angezogen wurden. Diese Schuhe (fußgroße, dicke, unbiegsame Holz-scheiben, an die das Oberleder angenagelt war) hielten zwar die Kälte von unten etwas ab, doch der Schnee drang durch die Ritzen. Schlimmer war, daß ich mich auf festen Schnee- und Eisflächen kaum auf den Beinen halten konnte. Die glatten Holzsohlen fanden keinen Halt und ich rutschte mehr als ich lief.

Still nahmen die Menschen Abschied von Haus und Heimat, keiner glaubte wirklich daran, daß man nach 3 Tagen wieder heimkehren würde. Noch ein wehmütiger Blick zurück und die Pferde legten sich in die Sielen. Knirschend rollten die Räder über den festgefahrenen Schnee auf der Straße ins Ungewisse. Ganz nah hörte man die Geschütze und sehr gut war ein Abschuß von einem Einschlag zu unterscheiden. Die Front war bereits bis auf 30 km herangekommen, Eile war geboten. Der Treck bewegte sich aus dem Dorf in Richtung Garnsee und Graudenz. Am Dorfausgang warteten meine Großeltern am Straßenrand auf das Fuhrwerk, das sie mitnehmen sollte. Im Vorübergehen gab er mir die Aktentasche mit seinen Papieren und wir nahmen Abschied – für einige Jahre. Ihr Fuhrwerk ist nicht gekommen.

Am Abend des nächsten Tages erreichten wir die Weichsel. Weit und breit gab es keine Brücke, die schwerbeladenen Fuhrwerk mußten über das Eis des zugefrorenen Stromes fahren. Es war befohlen worden, daß zur Sicherheit der nächste Wagen erst dann auf das Eis fahren darf, wenn der vorausfahrende die Mitte erreicht hätte, damit das Eis nicht mehr als nötig belastet werde. Vor uns wartete bereits eine lange Kolonne, weitere Wagen kamen heran und die Schlange wurde länger. Ununterbrochen hörten wir die Geschütze, die Nervosität wuchs und die Feldgendarmen konnten das Nachdrängen der neu Hinzukommenden nur mühsam aufhalten. Längst war nicht nur ein einzelnes Fahrzeug auf dem Eis und der Abstand zwischen den Fuhrwerken wurde immer kürzer, bis schließlich ein Wagen nach dem anderen das Eis befuhr.

Dann waren wir an der Reihe. Dumpf klang es unter den Hufen der Pferde, wenn sie mit den Stollen in das Eis hinein hackten, um Halt zu finden - ein unheimliches Geräusch, den der auf dem Eis rollende Wagen verursachte. Ein schier endloses Stück Weg. Ich war gequält von der Angst, einzubrechen und im eiskalten Wasser zu ertrinken. Doch wir erreichten das pommerische Ufer und fuhren hinauf nach Neuburg. Wir hatten es geschafft – diesmal, denn wer wußte schon, was uns noch alles erwartet. Irgendwie fühlte ich mich nun in Sicherheit, vielleicht nur deshalb, weil zwischen uns und dem Feind die ‚unüberwindliche‘ Weichsel lag – welch kindlicher Gedanke. Nur eine knappe Stunde später holte uns die schreckliche Nachricht ein, daß das Eis der Weichsel gebrochen und alle darauf befindlichen Wagen mit Mensch und Tier in den Fluten ertrunken sei, grausames Schicksal.

Der Treck zog quer durch Pommern, vorbei an den Städten Bütow, Schlawe, Stolp und Köslin, bis wir bei Altdamm (südlich von Stettin) die Oder überquerten. Weiter ging die Flucht durch Mecklenburg und endete für uns kurz vor Ostern in der Mark Brandenburg. Dort erlebte ich mit, daß englische Tiefflieger wenige Tage vor Kriegsende einen kleinen Flüchtlings-Treck (5 Fuhrwerke) aus Westpreußen, die es bis hierher geschafft hatten, mit ihren Bordkanonen brutal niederschossen. Keiner hat überlebt, auch die Pferde waren tot. Was wenige Tage später dann die Russen nach ihrem Einmarsch für ein schreckliches Unheil brachten, besonders über Frauen und Mädchen, das wäre ein eigenes Kapitel meiner traum(a)haften Erlebnisse.

Bei Kriegsende war ich gerade 13 Jahre alt, nun habe ich fast 80 Jahre auf dem Buckel, aber ich werde diese Erlebnisse bis an mein Lebensende nicht vergessen. Es reicht ein Knall, ein Brummen, ein Gedanke, um das Erlebte wieder vor meinen Augen erstehen zu lassen.

Der Himmel gebe, daß sich solche Grausamkeiten nie wiederholen mögen.

Werner W. Schmidt

*Leserbrief an die
Seniorenredaktion der Heinrich-Thöne-Volkshochschule
Alt? Na und !
Bergstr. 1-3
45479 Mülheim an der Ruhr
www.alt-na-und.de
redaktion@alt-na-und.de*